

dtv

Marlen Haushofer

Die Tapetentür

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Daten zu Leben und Werk im Anhang

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



12. Auflage 2013
1991 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 1957 Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H.,
Wien/Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Gesetzt aus der Aldus 10,25/12,25
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-19105-0

AutorenBibliothek

*Umsonst, daß du betrüben
dich lässest lebenslang.
Sieh, Lieb hat kein Belieben,
Lieb kennt nur Hang und Drang.*

Wilhelm Szabo

Am Abend des 1. September suchte Annette ein kleines Restaurant in der Inneren Stadt auf. Sie hatte sich mit Alexander für halb sieben verabredet, es war aber vor auszusehen, daß er nicht vor sieben erscheinen werde, ja es mochte sogar noch später werden. Alexanders chronisches Zuspätkommen war übrigens kein Zeichen von mangelndem Interesse, sondern entsprang seinem schlecht ausgebildeten Zeitsinn, und Annette hatte sich längst daran gewöhnt; es war ihr im Grund sogar ganz angenehm, eine halbe Stunde mit ihren Gedanken allein zu sein.

Sie bestellte ohne rechten Appetit ein Omelett und streckte eben die Hand nach der Abendzeitung aus, als sie Onkel Eugen erblickte, der sich von seinem Tisch erhoben hatte und auf sie zukam. Er beugte sich über sie, streifte ihre Schläfe mit den Lippen, und das vertraute Gefühl von Scheu und Zuneigung erwachte bei dieser Berührung. Seit sie angefangen hatte, über andere Leute nachzudenken, war Onkel Eugens Verhalten ihr ein wenig rätselhaft erschienen. Was mochte ihn dazu bewogen haben, immer wieder im Haus seiner Schwester aufzutauchen und das kleine verwaiste Mädchen für einen Nachmittag in die leichtere und süßere Welt der Konditoreien und Märchenvorstellungen zu entführen? Er mußte sich doch damals aufs schlimmste gelangweilt haben. Sie lächelte bei dem Gedanken an Tante Johannes versteinerte Miene. (Gab es etwas Verdächtigeres als

Konditoreien und Theatervorstellungen?) Die arme Tante, immer wieder einmal war Onkel Eugen plötzlich da, versuchte ihre Erziehungspläne zu durchkreuzen und verwandelte das beinahe schon zur Vernunft bekehrte kleine Geschöpf in ein ganz normales und höchst unbequemes Kind.

Und wer weiß, wie alles gekommen wäre, hätte er nicht endlich diese jahrelange Reise unternommen, die es Tante Johanne möglich machte, ungestört an jener Modell-Annette zu basteln, die sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte.

»Wie geht's dir, Annetterl?« hörte sie Onkel Eugens Stimme, mit jener Spur von Zärtlichkeit, die vielleicht nicht so sehr ihrer Person galt als ihrem Geschlecht und ihrer Jugend.

»Setz dich zu mir, Onkel Eugen«, sagte sie, »ich möchte dir etwas zeigen.« Sie nippte vom Apfelsaft und spürte ein wenig Bitternis im Mund, während sie den Brief aus der Handtasche nahm und ihn über den Tisch schob. »Das da«, sagte sie, »hab ich gestern bekommen.«

Onkel Eugen setzte seine Brille auf und begann zu lesen. Annette sah das peinliche Unbehagen auf seinem Gesicht, aber da war es auch schon wieder verschwunden und nichts war zu sehen als die gewohnte Bonhomie und Beherrschung. Er hat etwas von einem alten Schauspieler, dachte sie und beobachtete ein wenig belustigt, wie er die Brille umständlich ins Futteral zurückschob, um Zeit zu gewinnen.

»Ein ganz schönes Alter«, sagte er schließlich, »fünf-undsechzig – wer hätte das von ihm erwartet.«

Onkel Eugen war zweiundsiebzig, aber Annette begriff, was er sagen wollte; gewisse Menschen waren eben so beschaffen, daß es fast unpassend erschien, wenn sie,

wie alle übrige Welt, alt und krank wurden und letzten Endes starben.

»Er war der lebendigste Mann, den ich je gekannt hab«, fuhr Onkel Eugen fort. »Du hast übrigens gar nichts von ihm, zumindest nichts, was man sehen könnte, und ich glaube, es ist ein Glück für dich, obgleich dir natürlich vieles dadurch entgehen mag.«

Ein seltsamer Nachruf schien es Annette. »Hast du ihn eigentlich gern gehabt?« fragte sie und vermied es, ihn anzuschauen, denn diese Frage überschritt entschieden das Erlaubte und Passende.

»Gern gehabt? Ich weiß nicht, Annette, er war ein Mensch, den man lieben oder ablehnen mußte. Und, nicht wahr, ihn zu lieben hab ich keine Veranlassung gehabt.« Es klang ein wenig bitter oder auch nur ironisch. »Ich hab etwas gegen Leute, die über Leichen gehen, besonders, wenn sie es mit so faszinierender Natürlichkeit, man könnte fast sagen Herzlichkeit, tun, wie dein Vater es getan hat. Du erinnerst dich wohl nicht mehr an ihn?«

»Kaum«, sagte Annette, und das Schlucken fiel ihr schwer. »Dreiundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit – und Tante Johanne hat dafür gesorgt ...«

»Ich weiß«, sagte er hastig. »Vielleicht war es nicht richtig. Ich bin eigentlich nicht für so radikale Maßnahmen, man kann unliebsame Stücke aus einem Leben nicht ausschneiden wie faule Stengel. Aber was hat es für einen Sinn, heute darüber zu reden. Was deinen Vater betrifft, so war er einfach nicht mit den üblichen Maßen zu messen. Wahrscheinlich war es sogar ein Glück, daß er rechtzeitig verschwunden ist. Er war genau der Typ des Vaters, der von seiner Tochter vergöttert wird und sie todunglücklich macht. Ich hab nur nie begriffen, wie er es dort ausgehalten hat, weißt du, Süd-

amerika ist für uns ein sehr fremdes Land. Aber vielleicht hat er gerade diese Fremdheit gebraucht. Übrigens, wie hat dich dieser Brief erreicht?»

»Über das Büro von Dr. Maly«, sagte Annette. »Nun ist der alte Maly ja schon längst tot, sein Nachfolger, ein gewisser Dr. Xanthner, hat mir geschrieben. Ich hab ihn angerufen und werde demnächst hingehen müssen. Es ist übrigens kein nennenswertes Vermögen vorhanden.«

»Was auch nicht zu erwarten war«, murmelte Onkel Eugen, »er hat, wie gesagt, immer sehr intensiv gelebt.«

Annette schob den Teller weg und bestellte einen kleinen Mokka. Alexander war noch immer nicht da, unabkömmlich wie er war, und sie lächelte bei diesem Gedanken. Dann fiel ihr wieder der Brief ein, und sie wunderte sich über die Befriedigung, die sie über die traurige Tatsache empfand, daß kaum Geld vorhanden war. Genauso war es gut – er war damals gegangen und hatte sie verlassen. So angenehm es gewesen wäre, Geld zu haben; dieses Geld wollte sie nicht.

Einen Augenblick lang erlag sie der Vision eines großen Holzlagerplatzes. Harzgeruch vermischte sich mit dem Duft nach frischem Kaffee und zwang sie, mit der flachen Hand durch die Luft zu schlagen.

»Diese Fliegen«, sagte Onkel Eugen empört. Aber es gab hier keine Fliegen, und er mußte das ebensogut wissen wie sie. Er wußte einfach zuviel. Und, als wisse er auch das, fing er plötzlich an sich zu verabschieden und berührte wieder ihre Schläfe mit seinen trockenen alten Lippen. Verlegen und dankbar sah sie ihm nach und bemerkte, daß er die Schultern ein wenig sinken ließ. Unbestimmte Trauer überfiel sie; auf eine rätselhafte Weise hatte der Harzgeruch etwas zu tun mit Onkel Eugens beginnender Hinfälligkeit.

Sie hielt die Zeitung vor die Augen und fühlte sich, versteckt und geborgen hinter dem papierenen Zelt, ganz leer und benommen. Das alles, dachte sie, hätte einfach nicht geschehen dürfen, und sie wußte nicht genau, was sie damit meinte, den Verlust, der sie vor einer Ewigkeit von dreiundzwanzig Jahren betroffen hatte, den Brief in ihrer Tasche oder Onkel Eugens sinkende Schultern. Es war alles viel zu schwierig, und sie konnte nicht das geringste daran ändern. Ich muß aufhören, daran zu denken, sagte sie sich, und in diesem Augenblick nahm ihr jemand die Zeitung aus der Hand, ein wildfremder Mensch, der sich in Sekundenschnelle in Alexander verwandelte und äußerst störend wirkte. Annette wußte sehr gut, was ihr leiser Ärger bedeutete. Immer fing es so an, zuerst die Langeweile, dann der Ärger und schließlich ein zufälliges Ende. Und noch nach Jahren grüßte man einander freundlich und desinteressiert.

Alexander aber war ahnungslos. Immer waren sie so ahnungslos, und das machte Annette unter einer Schicht von anezogener Höflichkeit nervös und gereizt.

Alexander erzählte die letzten Neuigkeiten aus dem Institut, und Annette stöhnte innerlich. Der Anblick seines blassen, eifrigen Gesichts mit den schönen verstörten Augen erfüllte sie mit Schuldbewußtsein und Unbehagen. Plötzlich drang ein Fetzen seiner Erzählung in ihr Bewußtsein. »Was sagst du«, rief sie, »du gehst nach Paris – aber wieso denn, Alex?«

Er runzelte die Brauen auf eine Weise, die Annette sonst nur von Romanfiguren kannte. »Aber das, mein Kind, erzähl ich dir ja die ganze Zeit – vom Institut aus – Austausch – schon in zehn Tagen.«

Wieso, dachte Annette, sagt er immer »mein Kind« zu

mir, wenn er sich über mich ärgert. Ich fürchte, in ihm steckt ein Schulmeister, ja, ganz sicher ... Tante Johanne hat auch immer »mein Kind« gesagt. Und dann war Annette plötzlich ganz wach. Alexander ging nach Paris, etwas Besseres konnte gar nicht geschehen. Sie würde allein sein, jeden Abend allein, und sie mußte nie mehr hören, wie unabhkömmlich er im Institut war. Guter Alexander! Sie lächelte ihm strahlend zu. »Aber das ist ja ein riesiges Glück. Freust du dich nicht, Alex? Ich bin sehr froh darüber.«

Es war die reine Wahrheit. Körperliches Verlangen nach Alleinsein überwältigte sie so sehr, daß sie mit den Nägeln auf der Unterseite des Sessels zu kratzen anfang. Das Lächeln um ihren Mund gerann. »Man muß es einfach aushalten«, sagte Tante Johannes Stimme, »dann ist weiter nichts dabei.«

Tatsächlich, es war gar nichts dabei. Alexander, taub und blind wie immer, bemerkte nichts. Annette wunderte sich wieder einmal darüber, wie besessen die meisten Leute von sich selbst waren. Die Vorstellung, sie sei auch nicht anders und merke es nur nicht, war quälend peinlich. Es gelang ihr, noch eine Stunde lang zu lächeln, zu nicken und so zu tun, als höre sie zu. Als sie aber endlich ihre Wohnungstür aufsperrte, war sie so erschöpft, daß sie sich an die Wand lehnen mußte.

2. September.

Heute vormittags am Fenster stehend, den milchigen Herbsttag vor Augen, plötzlich Angstgefühle. So als vollziehe sich draußen auf dem Platz etwas, wovon ich ausgeschlossen bin. Und ich wußte, einmal war es anders, es muß ja anders gewesen sein, auch wenn ich mich nicht mehr recht erinnern kann. Einmal war ich eins mit

dem schwachen Licht auf den feuchten Blättern, eins mit dem Gurren der Tauben und mit den Kindern, die um die Kastanie Abfangen spielten. Ich weiß nicht, wann ich angefangen habe, in diese Entfremdung zu fallen.

Eines Tages werde ich auch den schwachen Kummer darüber nicht mehr spüren und selbst die Ahnung einer Erinnerung vergessen haben. Und ich glaube, das ist es, was mich ängstigt; es gibt nichts Schrecklicheres, als zu vergessen. Ich bilde mir ein, daß die Zeilen, die ich heute schreibe, einmal all dies zu neuem Leben erwecken werden, den Septembertag und dahinter einen Hauch von Erinnerung. Aber ich zweifle daran, daß ein Toter Totes erwecken kann. Wahrscheinlich ist ein Tagebuch einfach ein Laster wie Rauchen oder Trinken.

4. September.

Da Lesen mein Beruf ist, ergreift mich nur noch selten ein Buch. ›Adrienne Mesurat‹, eines dieser wenigen Bücher. Man sieht das Schicksal seine Gefangene einkreisen und wehrt sich so heftig dagegen, und man glaubt sich zwischen die Zeilen werfen zu müssen. Letzten Endes kommt man dahin, zu verstehen. Adrienne muß untergehen. Die innere Notwendigkeit überzeugt und macht einen versöhnlichen Schluß undenkbar. Der Schriftsteller darf nicht willkürlich mit seinen Helden umspringen, er muß wissen, daß das Schicksal eines Menschen sich aus Kindheitserlebnissen und Charakteranlagen entwickelt. Daher kommt es wohl auch, daß man im wirklichen Leben Unglücksfälle, überhaupt jedes Eingreifen äußerer Gewalten, als so sinnlos und ärgerlich empfindet, als etwas, das nicht in Ordnung ist und mit dem betreffenden Menschen eigentlich nichts zu tun hat. Bücher, die sich mit äußeren Katastrophen

oder Glücksfällen begnügen, können daher nie die Wahrheit geben, sondern nur den Schein der Wahrheit, und das verdrießt den Leser.

6. September.

Träumte, ich sei bei einer Gräfin L. zum Tee geladen. Wir sitzen in einem saalartigen Raum, um den eine Art Galerie läuft. Während wir uns unterhalten, tauchen immer wieder altertümlich gekleidete Figuren auf der Galerie auf, die sich ruckartig wie Marionetten bewegen. Die Gräfin hebt, ein wenig verärgert, die Hand, und die Gestalten ziehen sich zurück. Ich bitte sie schließlich, den »Geistern« ihr harmloses Vergnügen zu lassen, es störe mich keineswegs. Die Gräfin gibt nach, und die Galerie bevölkert sich mit den seltsamen Figuren, die endlich auch in den Saal herunterkommen. Betreten stelle ich fest, daß wir allmählich in Bedrängnis geraten, und ich fange an, Dienstpersonal und sogar Leute von der Straße um uns zu versammeln. Auch ein großer betrunkenener Mann, ein Pferd und mehrere Hunde sind dabei. Der Gräfin erkläre ich, es komme jetzt nur darauf an, möglichst viel »Leben« zur Hilfe zu holen. Während ich das Pferd am Halfter halte und überlege, wie ich es am wirkungsvollsten gegen die »Geister« einsetzen könnte, erwache ich.

Das gräfliche Milieu wohl ein Rest der abendlichen Grillparzerlektüre. Der Traum von einer unglaublichen Realität, die sich den ganzen Tag nicht verwischen ließ.

8. September.

Plötzlich Kälte, Regen und Wind. Dachte heute vormittags an Hubert. Ich erinnere mich nicht mehr an sein Gesicht. Dieser Tage sind es zehn Jahre, daß er gefallen

ist, das genaue Datum hab ich vergessen, müßte nachschauen. Ein Jahr Ehe, die eigentlich nur vier Wochen dauerte, hinterläßt keine Spuren. Ich vermute, Hubert war ein ziemlich hübscher und gewöhnlicher junger Mann, dem die Uniform einen gewissen Nimbus verliehen hat. An dieser Ehe war nichts wichtig als mein Entschluß, eine sogenannte »gute« Frau zu werden und mein Leben ein für allemal in eine bestimmte Bahn zu lenken. Eine Art Selbstschutz sozusagen, aber das konnte ich damals, als Zwanzigjährige, natürlich nicht wissen. Höchstwahrscheinlich hätte ich ein derartiges Leben doch nicht ausgehalten. Und doch erfüllt es mich mit ein wenig Trauer, daß ich nie an Hubert denke, ja, daß ich mich nicht einmal deutlich an sein Gesicht erinnere. Die Unzulänglichkeit und Unberührtheit, die ich in dieser Angelegenheit gezeigt habe, ängstigt mich manchmal. Es scheint mir dann, daß die Liebe, die ich als Zufall kennengelernt habe, für mich immer etwas Zufälliges und Belangloses bleiben wird. Aber man sollte doch eine einmalige Person lieben und nicht die angenehmen Sensationen, die sie einem verschafft. Wenn ich meine Umgebung beobachte, hab ich den Eindruck, das, was alle treiben, habe gar nichts mit Liebe zu tun, sondern sei einfach ein Gesellschaftsspiel mit beliebig vertauschbaren Rollen. Einige von uns (die stärkeren) sind in die Liebe verliebt, und die anderen tun so, als wären sie es, um nicht für absonderlich gehalten zu werden. Besonders Männer habe ich oft im Verdacht, daß sie dieses Spiel nur gewohnheitsmäßig betreiben, während sie viel lieber Autos reparierten oder Marken sammelten.

9. September.

Der Morgen und der Vormittag für mich die beste Zeit. Bin dann überzeugt davon, Berge versetzen zu können, und arbeite mit Lust und Intensität. Gegen fünf Uhr starker Abfall, bin dann nur noch ein Automat. Abends völlig erschöpft, mein einziger Wunsch, ins Bett zu kriechen und nichts mehr sehen und hören zu müssen.

Alexander, der erst abends wach wird, ist das rätselhaft.

10. September.

Messe von Palestrina gehört. Schön, aber ermüdend, da ich in der Kirche stehen mußte, was mir nie guttut. Neid auf die alten Weiblein, die so versunken in den Bänken knieten, während ich mich nur für Minuten sammeln konnte. Nachher Friedhofsbesuch, nicht aus Pietät, sondern weil ich leidenschaftlich gern Friedhöfe besuche. Ich wüßte keinen Ort, der mich ruhiger und heiterer stimmen könnte. Es gibt jetzt dort die schönsten Blumen und das glänzendste Gras. Wenn ich wüßte, daß dies die einzige Art der Verwandlung ist, die uns bevorsteht, könnte ich völlig beruhigt sein. Der Leib ist in Wahrheit das Unschuldige an uns. Während der Messe fiel mir der arme T. ein, der, verbannt in ein Provinznest, gezwungen war, aus gesellschaftlichen Gründen zur Kirche zu gehen. Sein unglückliches Gesicht, als er mir erzählte, es sei für einen Ungläubigen die größte Gefahr, den Gläubigen zu spielen, weil aus dem Spiel Ernst werden könne. Und wie ihn eine ganz unerwünschte Frömmigkeit wie eine Krankheit befallen habe. Ich verstehe sehr gut, daß es diese Versuchung für gefühlsbegabte Menschen gibt, und da ich immer schon den Eindruck hatte, T. sei nur aus Gewohnheit und durch seine Erziehung Atheist, sagte ich

ihm, ich fände es keine Schande, einem derartigen Gefühl nachzugeben, da man starke Gefühle ohnedies schon mit der Lupe suchen müßte. Sonderbarerweise schien ihn das zu beruhigen und zu erleichtern. Merkwürdig, wie nötig die meisten Leute eine Bestätigung haben.

12. September.

Leide von jeher unter Lärm, aber nur unter dem gewissen Lärm, den unsere Technisierung mit sich bringt. Schreiende Babys, bellende Hunde und dergleichen stören mich nicht. Auch dem Drehorgelmann könnte ich stundenlang zuhören, während mich dieselbe Musik aus dem Radio, und viel besser gemacht, nach drei Minuten in ein Nervenbündel verwandelt.

Heute saß unser alter Hausmeister in der Bibliothek fast eine Stunde bei mir und hielt mich von der Arbeit ab. Irgend jemand müßte die Geschichte dieses Mannes schreiben. Die Geschichte eines Menschen, dessen Leben damit verging, Gegensätze auszugleichen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. (Zu dem Soldaten, der ihm die Pistole ansetzte: »Aber, Herr, machen S' doch kan Unsinn«, mit dem sicheren Gefühl dafür, der wirklich Gestrafte sei letzten Endes immer der bewaffnete Bedränger.)

13. September.

Was mich manchmal bis zur Verzweiflung entmutigt, ist die Tatsache, daß man selbst den besten und weisesten Menschen durch Folter in ein Stück brüllendes Fleisch verwandeln kann. Läßt das nicht den Geist in einem verdächtigen Licht erscheinen? Es heißt zwar, daß Märtyrer jeder Überzeugung die Qualen in einer Art Verzückung und sogar singend ertragen hätten, aber die Verzückung

hebt ihr Verdienst auf. Ein Mensch in Ekstase ist ein völlig asoziales Wesen, wahrscheinlich verringert besondere geistige Entwicklung sogar die Fähigkeit zur Ekstase.

So wie man die körperliche Schönheit eines Menschen in wenigen Minuten zerstören kann, kann man auch seine Seele zerstören. Ein Mensch, der einmal ein Stadium der körperlichen Qual erreicht hat, in dem er jedes Verbrechen beginge, nur um diese Qual zu lindern, wird nie wieder der sein, der er zuvor war. Der Tod ist nichts, was man fürchten muß, nur die Schmerzen entwürdigen den Menschen. Selbst das Mitansehen von Schmerzen, und sei es am liebsten Menschen, erfüllt uns eher mit Grauen als mit Mitleid.

Man fühlt, etwas Verbotenes zu sehen, die Zerstörung des Menschenbildes. Daher die Gleichgültigkeit der Ärzte, für die dieses Bild längst zerstört ist, oder die sich durch seelische Stumpfheit (auch sie kann man künstlich erzeugen) vor diesem Schock schützen. Oder man denke an die Unfreundlichkeit vieler Hebammen und Schwestern gegen ihre Pfleglinge, denen sie es wohl unbewußt, aber deutlich genug verübeln, vor ihren Augen zu leiden. Die geistlichen Schwestern wiederum, die oft von so bewundernswerter Geduld sind, benützen die fremden Leiden als Mittel zur eigenen Läuterung. Nur ein Mensch, der selbst gelitten hat, ist fähig, Mitleid zu empfinden, aber auch dieses Mitleid bezieht sich im Grund auf den eigenen Körper, mit dem man den fremden identifiziert.

Diese Schranke muß ein Mensch überwinden, um ein Heiliger zu werden, und es ist vielleicht durch ständige Übung des Willens zu erreichen. Es ist anzunehmen, daß ein Heiliger ursprünglich mit mehr bösen Zügen ausgestattet war als ein Durchschnittsmensch, denn an-